

Das literarische Bild der Sowjetzone

Gedenkrede zur Feier des 17. Juni
Gießen, Montag, den 18. Juni 1956

Von Martin Greiner.

Magnifizienz, Spektabilitäten, meine Herrn Kollegen, Kommilitoninnen und Kommilitonen, meine Damen und Herren!

Das Selbstverständliche versteht sich nicht immer von selbst. Das gilt auch für diese unsere Zusammenkunft heute abend, die dem Gedenken an die spontane Erhebung der Menschen in der sowjetischen Zone am 17. Juni 1953 gewidmet ist, der Erhebung gegen ein Regime, das sie sich nicht gewählt und gewünscht haben. Es wird wohl in dieser Saale kaum jemanden geben, der nicht entweder durch engste familiäre oder entfernter verwandtschaftliche Bindung, durch freundschaftliche oder mindestens doch berufliche Beziehungen mit den Menschen dort drüben zusammenhängt; viele von uns haben dort ihre Heimat und fühlen sich ihr auch weiter zugehörig. Insofern ist unser Gedenken, das die Erinnerung an einen Schicksalstag von so symbolischer Bedeutung wach halten soll, allerdings selbstverständlich. Nicht so selbstverständlich ist die Art und Weise, in der wir diesem Gedenken Ausdruck geben sollen. Man kann sich heutzutage nicht immer des Eindrucks ganz erwehren, als ob bei uns zu viel gefeiert würde; es herrscht auch hier eine gewisse Konjunktur, eine Konjunktur, die unser Unterscheidungsvermögen zwischen Fest und Feier nicht eben schärft, sondern eher abstumpft. Festlich ist diese Gedenkstunde gewiß nicht; und sie zu einer Feierstunde zu machen, hängt nicht allein von der äußeren Form ab, sondern von dem Geist und der Gesinnung, mit der wir sie erfüllen. Wir feiern etwas zu viel und zu oft. So wurde z. B. in der Bundesrepublik der Tag oder die Woche der Brüderlichkeit begangen. Es ist gewiß auch ein großes

Zeit für einen echten, geistigen Wachstumsvorgang und nicht etwa nur für eine Wucherung gehalten. Die Verleger und Buchhändler haben sich darüber gefreut und die Schreibenden wie die Lesenden haben diesen *embarras de richesse* für ein Zeichen aufblühender Kultur gehalten.

Wenn man aber in den letzten Jahren etwa die Frankfurter Buchmesse besucht hat, mit ihren Tausenden von literarischen Neuerscheinungen, dann kann man nicht leugnen, daß alle geistig oder materiell an diesem literarischen Prozeß Beteiligten, die Dichter und Schriftsteller, die Verleger und die Sortimentler, die Kritiker, die Bibliothekare und wer auch immer, im Grunde genommen ratlos und verzweifelt vor einem Chaos stehen, das sie nicht mehr überschauen, geschweige denn beherrschen. Damit verliert die Schöne Literatur ihren ursprünglichen musischen Sinn, nämlich ihre zwischenmenschliche, gesellige Funktion. Sie führt statt dessen zur Vereinzelung und zur Vermassung. Denn im Chaos dieser unüberschaubar gewordenen Literatur verliert sich der Einzelne wie im Häusergewirr der Großstädte, und in dem Verlangen dieser Einsamkeit zu entrinnen, gerät er in den Sog der Massensuggestionen.

Meine sehr verehrten Zuhörer, ich rede bisher die ganze Zeit von dem Begriffe „Schöne Literatur“ im allgemeinen. Aber ich halte es für sehr wesentlich, diesen Begriff wieder stärker als bisher in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch einzuführen und zu legitimieren. Unsere Literaturwissenschaft beschäftigt sich ja vorwiegend nur mit der Dichtung, vor allem geschieht das auch im Lehr- und Unterrichtsbetrieb. Julius Petersens großangelegter Versuch einer Systematik der Literaturwissenschaften und ihrer Methode heißt direkt „Die Wissenschaft von der Dichtung“ (1939) und die Neufassung und Fortsetzung dieses Versuches durch seinen Schüler Wolfgang Kayser heißt „Das sprachliche Kunstwerk“ (1948). Aber Literatur ist natürlich viel mehr als dies; sie umfaßt auch das wissenschaftliche, das politische Schrifttum, das Zeitungswesen usw. Literatur ganz allgemein scheint mir als ein viel zu weiter, aber umgekehrt Dichtung ein viel zu enger und sozusagen zu exklusiver Begriff für das, womit sich die Literaturwissenschaft und -geschichte beschäftigt. Ihr Bereich, den sie im be-

sondern zu bearbeiten hat, deckt sich vielmehr durchaus mit dem Begriff „Schöne Literatur“. Und wir sollten viel stärker daran anknüpfen überall, wo wir versuchen, zu einer Gesamtdarstellung des literarischen Lebens zu kommen. Das schließt die Hohe Dichtung in sich ein, aber es hat nicht sie ausschließlich im Auge und verführt nicht zu jener leicht herablassenden Betrachtung anspruchsloserer, aber höchst wirksamer und ausgebreiteter literarischer Erscheinungen, die nach dem poetischen Maßstab gewissermaßen das olympische Klassenziel nicht erreichen und die nicht von Dichtern, sondern „nur“ von Schriftstellern stammen.

Der musisch-gesellige Doppelsinn dessen, was die Schöne Literatur in ihrer Gesamtheit leisten kann und soll, ist bereits von Horaz in die klassische Formel „prodesse et delectare“ zusammengefaßt worden, und Horaz war ja dabei immerhin kein ganz minderlicher Dichter. Nur wo ein solcher Bereich des Nützlichen und Ergötzlichen anerkannt und gehegt wird, bestehen die Voraussetzungen, unter denen auch die Hohe Dichtung lebensfähig bleibt. Darin liegt doch die exemplarische Bedeutung des Phänomens Goethe, daß er diesen musischen Bereich der Schönen Literatur vom Heiter-Gelegentlichen bis zum Letzgültig-Erhabenen auszufüllen, noch auszufüllen vermag. Und ich möchte der vielbewunderten Harmonie dieser Erscheinung die bitteren Sätze gegenüberstellen, die einer der klügsten und unbekanntesten Dichter der Neuen Zeit, einer Zeit, die auch den Dichter zum Spezialisten, zum Spezialisten für Gedankenflug gemacht hat . . . , ich möchte ihr die Sätze gegenüberstellen, die der Dichter Robert Musil geschrieben hat. Da heißt es:

„Früher hat man ja wohl von Gedankenflug gesprochen, und zur Zeit Schillers wäre ein Mann mit solchen hochgemuten Fragen im Busen sehr angesehen gewesen; heute dagegen hat man das Gefühl, daß mit so einem Menschen etwas nicht in Ordnung sei, wenn das nicht gerade zufällig sein Beruf ist und seine Einkommensquelle. Man hat die Sache offenbar anders verteilt. Man hat gewisse Fragen den Menschen aus dem Herzen genommen. Man hat für hochfliegende Gedanken eine Art Geflügelfarm geschaffen, die man Philosophie, Theologie oder Literatur nennt, und dort vermehren sie sich in ihrer Weise immer unübersichtlicher, und das ist ganz recht so, denn kein Mensch braucht

sich bei dieser Ausbreitung mehr vorzuwerfen, daß er sich nicht persönlich um sie kümmern kann.“ (Der Mann ohne Eigenschaften, S. 367.)

Oder an anderer Stelle:

„Es gibt mehrere tausend Berufe, in denen die Menschen aufgehen; dort steckt ihre Klugheit. Wenn man aber das allgemein Menschliche und das allen Gemeinsame von ihnen verlangt, so kann eigentlich nur dreierlei übrigbleiben: die Dummheit, das Geld oder höchstens ein wenig religiöse Erinnerung!“ (aaO. S. 180)

Und noch eine dritte Stelle lassen Sie mich in diesem Zusammenhang anführen:

„... der endgültige Zustand eines geistig angebildeten Menschen war ungefähr der, daß er sich auf sein „Fach“ beschränkte und für den Rest seines Lebens die Überzeugung mitnahm, das Ganze sollte ja vielleicht anders sein, aber es habe gar keinen Zweck darüber nachzudenken.“ (aaO. S. 159)

Ich habe diese Sätze hier zitiert, weil in ihrer lässigen Formulierung, und gerade in ihr, mit höchster Präzision jener Zustand der kulturellen Resignation erfaßt wird, in dem wir uns gegenüber dem musischen Bereich der Schönen Literatur befinden, und zwar insbesondere wir als die „Gebildeten unter ihren Verächtern“. Wir haben eben keine Zeit, um uns, wie es da hieß, persönlich darum zu kümmern, unsere Klugheit geht eben in unseren Berufen auf. Und wer soll sich durch den Urwald dieser ungezählten literarischen Veröffentlichungen einen Weg bahnen, in dem es gewiß Baumriesen und gestürzte Baumriesen, aber ebenso Lianen und Sumpf- und Giftpflanzen in Fülle gibt. Gewiß sollte das Ganze vielleicht anders sein, aber es hat gar keinen Zweck darüber nachzudenken. Das ist der Resignationsschluß und das Achselzucken am Ende.

Wenn sich das nun alles so verhält, dann gleicht die Schöne Literatur in ihrer Gesamtheit einem Naturschutzgebiet, in dem die Gefühle und Gedanken und Wünsche, die Sehnsüchte und Sorgen, die Laster und Lüste, Träume und Triebe, die Ängste, die Zweifel und die Hoffnungen der Menschen wild und wahllos durcheinander wachsen.

Und damit komme ich nun zu meinem Ziel.

Franz Grillparzer ging in den Wiener Prater, um seinen „anthropologischen Heißhunger“ zu stillen, wie er in der Novelle „Der arme Spielmann“ sagt. Wer denselben Hunger über Zonen und Zeiten hinweg, gleichsam in großen Bissen stillen will, der muß sich an die Schöne Literatur halten, und zwar möglichst in ihrer ganzen Breite und Tiefe. Sie ist das Gebiet einer geradezu fahrlässigen seelischen Offenheit und Vertraulichkeit, in dem man ohne Lügendetektor den Menschen bis ins innerste Herz sehen kann.

Nun bin ich unmittelbar bei meinem Anliegen. Wir wollen doch immer etwas wissen von den Menschen drüben, wie sie jetzt sind und leben, was sie denken und fühlen; wir wollen auch ängstlich wissen — und das beschäftigt viele am allermeisten dabei — ob sich vielleicht schon die Spuren einer schrecklichen seelischen Veränderung an ihnen zeigen, so daß wir sie vielleicht erst einmal in Quarantäne geben sollten, wenn sie herüberkommen. Und nun bitte ich Sie zu bedenken: hier ist ein Gebiet, das wir uns sogar durch den Eisernen Vorhang herüberholen könnten, um es in aller Ruhe und Sorgfalt zu untersuchen: die sog. Schöne Literatur der Sowjetzone. Und gerade davon wissen wir nichts. Gerade das scheint niemandem wichtig genug, um sich damit zu beschäftigen. „Denn kein Mensch braucht sich bei dieser Ausbreitung mehr vorzuwerfen, daß er sich nicht persönlich um sie kümmern kann.“ Man weiß ja schon über dieses Gebiet hier im Westen nicht Bescheid, und nun gar erst in der anderen Zone!

Es scheint so, als würden wir von den Dichtern im Stiche gelassen. Wir haben einen Sinn für Gesamtstrukturen und für Atome, d. h. für das außergewöhnlich Große und für das außergewöhnlich Kleine. Aber der Zwischenraum der mittleren Dimensionen, innerhalb dessen sich das Menschliche abspielt, bleibt unscharf und verschwommen. Der Mensch verliert sich selbst aus dem Blick; er weiß nicht mehr, was er ist, was er soll, was er darf, wo seine Möglichkeiten, wo seine Grenzen liegen. Die berühmten, vielgefragten Leitbilder fehlen. Wir haben viele Formen und Farben, aber kein Bild des Menschen von heute. Und nun kommt das Überraschende: Für die Sowjetische Zone gibt es ein solches Leitbild des Menschen, auch wenn es nach unserem Urteil

ein Zerrbild ist; auch die Formel dafür ist schon gefunden: es ist der sog. positive Held des sog. sozialistischen Realismus. Wenn uns das Bild des positiven Helden nach der Schablone vorgerückt wird, wie es die sowjetzonalen Parteidichter als den werkbesessenen Aktivist und Traktoristen fabrizieren, der außer Planerfüllung und Übersoll nichts kennt, dann wird der Zerrbildcharakter so offensichtlich und das Ganze richtet sich so sehr von selbst durch seine Lächerlichkeit und Verlogenheit, daß wir es mit leichter Hand abtun. Gewiß, Lächerlichkeit tötet. Aber es gibt offenbar Grade des Stumpfsinns, denen selbst die Lächerlichkeit nichts mehr anhaben kann. Und es fragt sich in diesem Falle, wen sie tötet. Unsere Zeitungen gefallen sich zuweilen darin, uns besonders erheiternde Proben dieser Aktivisten- und Traktoristenpoesie aufzutischen. Wir sind dann teils amüsiert, teils entsetzt. In unserer eifertigen Vergeßlichkeit halten wir das alles für östlichen Import; wir erinnern uns heute nicht mehr gern, daß vor garnicht so langer Zeit in der „Kraft durch Freude“- , „Blut und Boden“- und „Glaube und Schönheit“-Poesie des Nationalsozialismus dieser Stumpfsinn schon einmal fürchterlich erfolgreich war. Auch damals hat die Lächerlichkeit die Falschen getötet.

Wenn wir den Sozialistischen Realismus als Aktivistenpoesie zu leicht nehmen, weil es schlechterdings unmöglich ist, sie ernstzunehmen, so nehmen wir dafür die Theorie des Sozialistischen Realismus umso schwerer, weil sie auf intellektuell bestechende Weise von so grundgescheiten Leuten wie etwa Georg Lukacs vertreten wird. Aber wir sollten ruhig den Mut haben, diese Diktatur des Geschmacks von vornherein abzulehnen, nicht etwa, weil sie vielleicht nicht nach u n s e r e m Geschmack ist, sondern weil sie eine Diktatur ist. Als Lukacs in seinen Anfängen seine „Theorie des Romans“ entwickelte, waren seine Gedanken ein anregender und befruchtender Beitrag zu einer europäischen Diskussion. Es ist ein fataler und trostloser Zustand, wenn der Revolutionär zum Doktrinär wird. Zu allen Zeiten muß sich die Kunst gegen die Diktatoren des Geschmacks erheben, ob sie nun Gottsched oder Lukacs heißen.

Worin besteht eigentlich das Wesen des Sozialistischen Realis-

mus? Hauptsächlich und vor allem im Grundsatz der revolutionären Parteilichkeit. Parteilichkeit bedeutet dabei die innere Nötigung des Künstlers, die Welt so zu sehen und darzustellen, daß die Momente der gesellschaftlichen Entwicklung als das Positive und als das Typische gekennzeichnet werden. Zweifellos ist darin z. B. bei Gorki ein echtes sozialrevolutionäres Element enthalten, fast könnte man sagen, ein faustisches oder ein ahasverisches Element ewiger Unruhe. Der Sozialistische Realismus ist geboren aus dem Widerspruch gegen den Poetischen Realismus des bürgerlichen Zeitalters, dessen Prinzip Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ (III. Teil, 1. Kap.) folgendermaßen formuliert hat:

„Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es. Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht. Dieser ist darum nicht überflüssig oder müßig, und der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen.“

Aber gleichviel ob die Ruhe oder die Bewegung zum künstlerischen Prinzip erhoben wird, ob poetischer oder sozialistischer Realismus, „heiteres Darüberstehen“ (Fontane) oder revolutionäre Parteilichkeit das künstlerische Schaffen bestimmen, letztlich entscheidet in der Kunst nicht die Theorie, sondern das geglückte Werk.

Die Dichter und Schriftsteller, die nach 1945 aus den USA, aus Mexiko oder wo immer sie sonst ein Asyl gefunden haben mochten, in die sowjetische Zone zurückkehrten, waren sicher in der Mehrzahl von einem tiefen, vielleicht trotz allen Intellekts von einem kindlichen Glauben an eine große gesellschaftliche Erneuerung und an ein besseres Zusammenleben der Menschen untereinander erfüllt. Und dann waren sie wohl einfach meist zu alt, zu müde, zu gebrochen und zu ruhebedürftig, um nach der ersten

Enttäuschung ihres Lebens durch die bürgerliche Gesellschaft auch noch der zweiten viel auswegloseren Enttäuschung durch die bolschewistische Gesellschaft gewachsen zu sein. Fast wundert es mich, daß man so selten das tragikomische Ende der alten revolutionären Schriftsteller bedenkt, solcher Leute wie Andersen-Nexö oder Arnold Zweig, die als Staatspensionäre ihre Menschlichkeitshoffnungen begraben oder vergessen durften und von denen nur ein einziger das Format hatte, sich in der klassischen Schelmenrolle eines Hofnarren des Kommunismus zu behaupten, nämlich Bert Brecht. Aber sie alle miteinander sind es nicht gewesen, die das literarische Bild der Sowjetzone bestimmt haben, schon deshalb nicht, weil ihre eigentlich produktive Zeit vor dieser traurigen Endphase lag. Sie sind bestimmend für das literarische Bild Gesamtdeutschlands genau so wie etwa Heinrich und Thomas Mann und können auch immer nur für das Ganze in Anspruch genommen werden.

Aber wichtiger für unsere Fragestellung heute abend, eben für das literarische Bild der Sowjetzone ist das, was in seiner Auswirkung im wesentlichen auf das Drüben beschränkt bleibt. Aber für dieses sowjetzonale literarische Binnenleben ist gerade die Trennungslinie charakteristisch, wo das Prinzip der revolutionären Parteilichkeit aus einer Aufgabe, wie sie der inneren Nötigung des Dichters, seiner Berufung entspricht, zu einer Vorschrift geworden ist, der er unter dem Zwang der Verhältnisse folgt. Aber von dieser Literatur wissen wir so gut wie nichts.

Wer sich über die sowjetzonale Schöne Literatur rasch orientieren will, der findet neuerdings dazu eine erste Gelegenheit in dem kleinen Buch „Dichter im Dienst“ von Lothar v. Balluseck, Umfang 175 Seiten, erschienen im Limes-Verlag, Wiesbaden. Es hat den Untertitel „Der sozialistische Realismus“; und in der Tat behandelt es nicht, wie man nach dem Titel vermuten könnte und wie die Kritik dazu vermerkt hat, „die Eingriffe des Staates in das Eigenleben der Literatur“ und das Wirken der Dichter im Dienste der staatlichen Politik, sondern es behandelt „die Diktatur eines ästhetischen Prinzips“, eben jenes Schlagwortes vom sozialistischen Realismus.

Der Verfasser will also damit ganz bewußt jene ideologisch führende Literaturschicht vorstellen, die sich als sozialistischer Realismus drüben etabliert, angefangen von Brecht und Becher bis hin zu Vertretern, deren Existenz den meisten von Ihnen völlig unbekannt sein dürfte. Selbstverständlich sind diese 63 Autoren in ihrem Wollen und Können von höchst unterschiedlichem Format. Aber wenn Sie vielleicht einmal dieses Buch zur Hand nehmen sollten und dann von der Öde und Uniformität, der seelischen Gleichschaltung dieser Literatur abgestoßen werden, vergessen Sie nicht, daß auch dies nur ein Teil der dortigen Schönen Literatur ist, wobei ich gern zugeben will, daß es der offizielle und repräsentative ist, über den man diskutiert.

Aber ich möchte gerade hier und heute und aus dem Anlaß dieser Gedenkstunde hinzufügen, und dazu habe ich auch diese allgemeine Charakteristik dessen, was Schöne Literatur ist und sein soll, vorausgehen lassen: was hier als ideologisch an der Oberfläche schwimmend, als die ostzonale Dichtung sozusagen vorgestellt wird, ist nicht das Ganze der Schönen Literatur in der Ostzone. Und dieser Ausschnitt genügt auch nicht, wenn wir über die Literatur an die Menschen herankommen wollen, die dort drüben, ich wiederhole es, als unsere Brüder, vielleicht doch sogar als unsere leiblichen Brüder leben.

Und ich gestehe, daß mich dieses Gesamtbild, ich möchte sagen das Bild des literarischen Alltags oder des literarischen Marktes eben deswegen mehr beschäftigt als der ganze sozialistische Realismus als Theorie, von dem man ja ohnehin nie ganz genau weiß, ob er nicht, während wir uns hier vielleicht darüber die Köpfe heiß reden, von heute auf morgen durch eine Verfügung aus Moskau auf Eis gelegt oder bis zur Unkenntlichkeit verändert wird. Wir haben ja andere Beispiele dafür.

Wie unterscheidet sich nun das Bild des literarischen Alltags oder des literarischen Marktes von jener eben erwähnten repräsentativen oder offiziellen Auslese des Sozialistischen Realismus?

Um Ihnen an einem konkreten Beispiel eine Stichprobe davon zu geben, möchte ich ganz kurz das Börsenblatt der Leipziger Buchmesse 1954 auf das Angebot an Schöner Literatur hin analy-

sieren. Ich greife deswegen auf das Jahr 1954 zurück, weil daran die literarische Gesamtstruktur besonders deutlich zu machen ist.

Wenn man sich also diesen umfangreichen Katalog vornimmt, in dem ca. 140 Firmen vertreten sind, so bieten etwa 20 davon vorwiegend Schöne Literatur an. Darunter finden sich altangesehene Namen wie Inselverlag, Reclam, Rütten und Loening, Paul List, Kiepenheuer-Weimar, Hinstorff-Rostock usw. Allein schon mit jedem dieser Namen ist ein Stück aktueller politischer Verlags- und Literaturgeschichte verknüpft. Jeden dieser Verlage hat das Schicksal auf eine andere Weise getroffen. Wenn man z. B. die paar Reclambändchen betrachtet, die in diesem Messe-Börsenblatt angezeigt werden, so wird der kümmerliche Schrumpfungszustand deutlich, in dem dieses einstmals blühende Verlagshaus vegetiert, das in Stuttgart inzwischen neu auferstanden ist, aber hier freilich den Rückhalt seiner umfangreichen Leipziger technischen Betriebe eingebüßt hat. Der Gegensatz dazu ist etwa der Inselverlag. Der hat zwar auch im Westen ein Parallelunternehmen, in Wiesbaden. Aber in diesem Fall ist der politische Würgegriff nicht so abschnürend gewesen. Denn erstens gab es hier keinen fetten technischen Betrieb mit kostbaren Maschinen zu schlucken, der hätte volkseigen gemacht werden müssen. Zum andern war die Erhaltung und das Weiterleben des Leipziger Stammhauses ein unbezahlbares Schaustück für die sowjetische Kulturvitrine nach dem Westen. Und außerdem kam dieser Verlag seiner ganzen Struktur nach aufs schönste einer Grundtendenz des ostzonalen Kulturprogramms entgegen: das ist die Pflege des sog. Kulturerbes.

Mit diesem Begriff Kulturerbe wird sozusagen eine Schneise durch den Traditionsbestand der Schönen Literatur geschlagen, um sich auf diese Weise dieser Tradition zu bemächtigen; und ich möchte sagen: er wird auch mit derselben Erbarmungslosigkeit und Gewaltsamkeit angewendet, mit der die moderne Technik ein Waldstück roden kann.

Neben den altangesehenen Verlagen und Verlagsrudimenten gibt es aber natürlich auch die repräsentativen Parteiverlage. Da ist vor allem der seit jeher kommunistische Dietz-Verlag, Berlin, und der dem Kulturbund zur Demokratischen Erneuerung angeschlossene

Aufbau-Verlag. Sehr bezeichnend ist es, wie z. B. der Dietz-Verlag in diesem Katalog seine schöngeistige Literatur rubriziert, nämlich nach folgenden drei großen Parolen:

1. Deutsche Schriftsteller gestalten die Kämpfe des deutschen Volkes um seine Befreiung.
2. Überall in der Welt erhoben und erheben sich die einfachen Menschen.
3. In vielen Ländern reifen Wille und Kraft der Unterdrückten. Die erste Gruppe, die die deutschen Autoren und die deutschen Themen enthält, ist die spärlichste; sie besteht in diesem Katalog aus ganzen zwei Neuerscheinungen, einem Roman von Max Zimmering „Phosphor und Flieder“, der den Untergang und Aufstieg der Stadt Dresden zum Gegenstand hat, und aus einer Erzählung „Die Stadt im Tal“ von Werner Eggerath. Drei weitere vom Verlag angezeigte Titel sind nur Anzeigen von Neuauflagen. Damit sind wir gleich bei einem sehr wesentlichen Merkmal dieser politisch kanalisierten Literatur: ein Kanal zeichnet sich zwar dadurch aus, daß das Wasser glatt und unbehindert durch ihn hindurchfließt, nur hat er zum Unterschied von einem Fluß keine Quelle. Es fehlt einfach an der zureichenden Substanz für diese politische Belletristik. Deshalb wird denn — gleichsam um statt der natürlichen Quelle das Grundwasser abzuziehen — mit diesen Themenparolen eine Art Dränagesystem eingerichtet.

„Überall in der Welt erhoben und erheben sich die einfachen Menschen“ — das ist die literarische Ausbeutung des Themas Weltrevolution. Unter dieser Rubrik findet sich hier ein Kosakenroman aus der Oktoberrevolution von dem Stalinpreisträger Konstantin Sedych, das Tagebuch eines italienischen Partisanen, Nachdichtungen aus dem Chinesischen von F. C. Weiskopf, Gedichte von Erich Weinert usw.

Die dritte Themengruppe: „In vielen Ländern reifen Kraft und Wille der Unterdrückten“ enthält die gesellschaftskritische Belletristik aus der sog. kapitalistischen Welt, z. B. von Philipp Bonosky „Bruder Bill Mc Kie“ d. i. die in Form einer Biographie gehaltene Darstellung vom Aufbau der Gewerkschaften bei dem „Arbeiterfeind“ Henry Ford, oder den Roman „Die Kommunisten“ von dem französischen Schriftsteller Aragon. Daneben aber auch

hier gleich wieder vier Neuauflagen des damals 85jährigen Martin Andersen-Nexö.

Wenn man das nun von Verlag zu Verlag weiterverfolgt, so wird erstaunlich rasch der ganze propagandistische Zwang zu dem „Kulturerbe“ offenkundig. Das ist einfach ein verzweifelter Rückgriff auf die alte Substanz, weil sich in diesen Kanälen nicht genug ansammelt. Und nun kehrt in allen Verlagsprogrammen mit ermüdender Uniformität das gleiche Schema wieder, wie es nicht ohne eine gewisse Vorbildlichkeit in inhaltlicher und vor allem in graphischer und buchkünstlerischer Gestaltung der Aufbau-Verlag vorexerziert und die anderen schlecht und recht nachmachen, nämlich nach folgendem Schema:

Deutsche Klassiker

Russische Klassiker

Gesamtausgaben zeitgenössischer Dichter (im Aufbau-Verlag sind das J. R. Becher, Brecht, Anna Seghers, Heinrich und Thomas Mann, Friedrich Wolf)

Zeitgenössische Literatur in Einzelausgaben

Weltliteratur (möglichst in gewisser gesellschaftskritischer Auswahl)

dazu als kleine Buchreihe die „Deutsche Volksbibliothek“.

Das ist nun nicht weiter originell, und ungefähr so verfahren ja anderswo die Verleger auch. Damit wäre denn das Ganze vielleicht doch keiner besonderen Beachtung wert, wenn nicht noch ein besonderer Umstand hinzukäme. Durch die politischen Schneisen, die hier durch das Gebiet der Schönen Literatur geschlagen worden sind, ist nämlich — wenn ich mich einmal so ausdrücken darf — mit ungewöhnlicher Gründlichkeit das Unterholz der Unterhaltungsliteratur ausgerodet worden samt alledem, was hier bei uns im Westen sich in den Niederungen der Schund- und Schmutz-Literatur ausbreitet. Und ich habe nun verschiedentlich schon erlebt, daß gerade jüngere und radikaler gesinnte Menschen aus echter Besorgnis und nicht ohne jede Berechtigung folgern: Das ist doch eben da drüben alles viel gesünder.

Hier liegt das Problem, das ich für brennend wichtig halte und das bei der Unkenntnis dessen, was Schöne Literatur im ganzen ist und sein muß, schwer zu lösen ist.

Es ist doch einfach naiv zu glauben, daß dann, wenn man gewaltsam ein seelisches Vakuum schafft, das durch die ideologisch bestimmte Gegenwartsliteratur nicht ausgefüllt werden kann, daß dann — sagen wir kurz — das sogenannte Kulturerbe diesen leeren Seelenraum ausfüllen würde. Das hieße etwa annehmen: wenn man aus einem Mischwald alles Unterholz entfernt, daß dann die hohen Stämme dafür um so dicker würden. Nein, die Frage ist doch vielmehr wie bei einer Schonung: was muß man denn zunächst hier vorerst ruhig wachsen und auch wuchern lassen zwischen den neuen, noch schwachen ideologischen Setzlingen, damit diese jungen Stämmchen nicht ungeschützt aufwachsen. Wenn man gewissen Leserschichten Ganghofer und die Marlitt entzieht, so werden sie darum doch nicht nach Goethe oder Thomas Mann, nach Gogol oder Gorki greifen. Hier beginnt die große Not der literarischen Machthaber der Ostzone. Das sind die wahren Sorgen des Herrn Becher und seines Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands. Es ist nämlich gar nicht so schlimm, wie die Leute hier immer denken, ob nun in den Klassikern der Weltliteratur, die man auch drüben neu auflegt, sich zahlreiche Stellen finden, die sich mit marxistischer und leninistischen Gedankengängen sehr wenig vertragen. Das läßt sich alles mit einigem Geschick dialektisch zurechtbiegen. Nein, viel schlimmer ist es, daß auch Herr Johannes R. Becher mit der Trabantenschar seiner humorlosen Intellektuellen den befohlenen Frohsinn nicht erzeugen kann. Und das gilt natürlich nicht nur für die Schöne Literatur, sondern genau so für die anderen Bereiche des geselligen und privaten Lebens und ihrer Berührungspunkte, insbesondere für das Theater und den Film. Aber darin — wenn ich das bei dieser Gelegenheit streifen darf — besteht ja doch die Aufgabe des sog. Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands, über dessen Harmlosigkeit oder Gefährlichkeit — je nachdem — man sich hierzulande auch nicht immer ganz zutreffende Vorstellungen macht. Wenn die andere parallel geschaltete Organisation, die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft die Aufgabe der ideologischen gesellschaftlichen Erziehung hat, so liegt die Sache beim Kulturbund in der Praxis doch etwas anders; er hat sozusagen den Vielfrontenkrieg

gegen das Beharrungsvermögen des kleinen Mannes zu führen. Er mischt sich möglichst harmlos ins Privat- und Vereinsleben des einzelnen. In dieser Organisation ist gerade alles Unpolitische zusammengefaßt, die Briefmarkensammler und die Aquariumsfreunde, die Amateurphotographen, die Schachklubs und was es so alles gibt, wobei die Leute ihren privaten Liebhabereien nachgehen — das alles ist durch die Organisation mit einem nicht immer, aber doch oft fühlbaren politischen Fädchen verknüpft. Und auch das wird nun alles in den großen Kulturbundsack mit der Aufschrift Kulturerbe hineingestopft. Da existiert es nun zwar noch, aber in der Weise, die uns an dem Leben dort überhaupt auffällt: ohne Unbefangenheit, und etwas gedrückt und freudlos. Der befohlene Frohsinn will sich dabei nicht einstellen. Statt dessen ergeben sich bei solchem Kulturbetrieb oft Situationen von höchst unfreiwilliger und dadurch entlarvender Komik. So z. B. wenn ein biederer sächsischer Funktionär, wie es in einem großen Leipziger Industriebetrieb geschehen ist, in einem Werkskonzert für die Betriebsangehörigen ein Streichquartett von Schostakowitsch folgendermaßen ankündigt:

„Genossen und Genossinnen. Um das Guldurerbe gommen mir nich herum! Die gleine Gabelle spielt Ihnen jetzt ein Stück von Schostewitsch!“

Und doch ist dieser Ausspruch für mich in Augenblicken politischer Depression ein Trost. Denn schon in dieser Diktion liegt für mich die tröstliche Gewißheit, daß auf dem Gebiete der sowjetzonalen Kulturplanung nicht alles so laufen wird, wie das Gesetz es befahl. Es ist sehr viel leichter als Herr und Nachfolger in die großen Regierungspaläste einzuziehen, die die Herren Göring und Goebbels in Berlin zwischen der Leipziger- und der Wilhelmstraße hinterlassen haben, als in die Sommerlauben der Schrebergärtner ringsum im Lande. Hier verläuft gewissermaßen eine unsichtbare Privatgrenze des Gemüts und der Gemütlichkeit, die durch Ideologien schwer angreifbar ist. Freilich sollten wir uns auch darüber klar sein, daß sie nicht ewig halten wird. Aber dennoch bleibt es wahr: wo bei einem Unwetter Bäume umknicken, richtet sich das Gras rasch wieder auf.

Aber um zum Schluß von dem allgemein kulturellen auf das

literarische Bild der Ostzone zurückzukommen, so ist zwar für jedermann augenfällig — und das ist auch hier bei uns jedem geläufig —, daß die schöngeistige Eigenproduktion der Zone durch einen ungewöhnlich hohen Anteil von Übersetzungen ergänzt wird. Der Anteil beträgt in der Zone 19% gegenüber reichlich 5% bei uns, wobei natürlich noch zu ergänzen ist, daß es sich zum ganz überwiegenden Teile, nämlich zu 10%, um Übersetzungen aus dem Russischen handelt, zu denen zusätzlich noch die Übersetzungen aus den Volksdemokratien hinzukommen; für den Rest bleibt nicht viel übrig.

Aber wiederum ist es hochbedeutsam in bezug auf die bei solchen kulturpolitischen Betrachtungen meist leider außer acht bleibende Unterhaltungsliteratur, daß die Sowjetzone trotz dieser reichlichen literarischen Versorgung aus dem Osten doch noch, wenn auch widerstrebend und in gedrosseltem Umfange genötigt ist, zur Befriedigung gewisser minderer seelischer Bedürfnisse innerhalb ihres Warenaustauschabkommens mit der Bundesrepublik auch Unterhaltungsliteratur wie z. B. Ganghofer einzuführen und gewissermaßen kostbare Devisen dafür zu opfern. Nebenbei sollte das auch denjenigen etwas zu denken geben, die beständig von dem west-östlichen Kulturgefälle reden und sollte sie vor vorschnellen Verallgemeinerungen warnen. Aber Kulturgefälle hin — Kulturgefälle her. Die nüchterne Tatsache bleibt bestehen, daß die Sowjetische Zone ein gewisses, wenn auch bescheidenes Quantum Unterhaltungsliteratur à la Ganghofer einführt und zuläßt, weil es offensichtlich gebraucht wird und an Ort und Stelle nicht nachwächst. Solche Feststellungen — es wird Ihnen auch so gehen — stimmen nachdenklich und hinterlassen ein fatales Gefühl. Wir haben im allgemeinen andere Dinge im Auge: ideologische Auseinandersetzungen oder Kulturabkommen. Austausch zwischen Gelehrten und zwischen Künstlern oder die Gegenüberstellung rein materieller und machtpolitischer Interessen, des Rüstungs- und des Wirtschaftspotentials. Ich aber wollte Ihre Aufmerksamkeit einmal auf ein abseitig-untergründiges Gebiet lenken, wo viel Unbeachtetes geschieht. Vielleicht liefern wir hier in aller Ahnungslosigkeit das Unterholz — um in dem früheren Bilde zu bleiben — in dessen Schutz die ideologischen Setz-

linge gedeihen sollen. Wer weiß das denn? Wer vermag überhaupt heute mit Sicherheit darüber etwas auszusagen?

Vielleicht aber läßt dieser unscheinbare und an sich klägliche Befund noch eine ganz andere Deutung zu, nämlich die, daß hier in einer emotionellen und intellektuell ganz ungesteuerten Schicht Zusammenhänge und Querverbindungen bestehen, die schlechterdings unaufhebbar sind, außerhalb unseres geschichtlichen Bewußtseins liegend und ebenso aktuell wie traditionslos. Hermann Broch hat diesen Zustand eines kollektiven Bewußtseins einmal folgendermaßen charakterisiert: „Wir sind ein Wir, doch nicht weil wir eine Gemeinschaft halten, sondern weil unsere Grenzen ineinander verfließen.“ (Die Schuldlosen). Weil wir einstweilen außerstande sind, diesem Zustand künstlerisch Ausdruck zu geben, deshalb ist uns hier das Allerkonventionellste eben recht. Wir haben ja auch für die Ereignisse des 17. Juni keinen dichterischen Ausdruck gefunden. Was früher als Epos und Heldenlied fortlebte, bleibt heute stumm. An die Stelle der Tradition tritt die Dokumentation. Denn nicht nur in den Wissenschaften und speziell in den Naturwissenschaften und in der Welt der Technik gehen ungeheuerere Veränderungen und Entwicklungen vor sich, sie bahnen sich in ebensolchem Umfange an im Bereich der Kunst und Literatur als eine tiefgreifende Verwandlung und Umgestaltung der dichterischen Gattungen und Ausdrucksmöglichkeiten. Denn die Menschlichkeit der Menschheit wird davon abhängen, wieweit sie fähig bleibt, sich auf menschliche Weise der Sprache und nicht irgendwelcher Zeichen und Signale zu bedienen. Dafür eben ist das Verhältnis der Deutschen zwischen Ost und West ein lehrreiches Beispiel. Alles was wir über das literarische Bild der Sowjetzone aussagen und feststellen, wäre aber vollkommen falsch und irreführend, wenn wir über den politischen Lautsprechern und Kulturfanfaren die Stimme des Schweigens überhören würden, die den schalldichten Bereich einer geduldigen Innerlichkeit freihält. Wenn wir das hinzufügen, daß es diesen heilen Raum des Schweigens drüben auch noch gibt, von dem vielleicht unser gesamtdeutsches Bestehen abhängen wird, dann bleibt als Ergebnis solcher Betrachtungen ein Gefühl tiefer Dankbarkeit.

Und das soll darum in dieser Feierstunde unser letztes Wort sein, uns dankbar einzugestehen, daß wir gegenüber unseren Brüdern im Osten dort, wo es um den vollen Einsatz der Existenz geht, einstweilen immer noch die Empfangenden und nicht die Gebenden sind.